

KARL KROLOW
»Ich will einen Streifen Papier«

v. Wagenheim (Hg.):
Vokabular der
Erinnerungen. Frankfurt 1998,
S. 13-28.

In den biographischen Aufzeichnungen Hilde Domins – sie heißen ›Von der Natur nicht vorgesehen‹ – gibt es einen kurzen Abschnitt mit dem Titel: ›Ich schreibe, weil ich schreibe‹, und man liest gleich anfangs: »Warum ich schreibe? Das war nicht vorgesehen. Es hätte nie passieren brauchen. Man lebt nicht alle Leben, die man leben könnte. Es passierte. Nichts läßt sich je rückgängig machen. Es ist mein zweites Leben, alle lächeln, wenn sie es hören, als sei es eine Metapher.« Wenn diese Schriftstellerin vom Schreiben spricht, denkt sie zunächst an Gedichte, an die noch zu schreibenden und an die, die sie geschrieben hat. Dies ist gewiß, und dies ist keine Metapher, kein schönes Bild und schon gar keine Ausrede oder Entschuldigung. Hilde Domin hat von Anfang an gewußt, was sie tat, und *wie* sie es zu tun hatte. Das »Unvorhergesehene« war auf einmal da, weil es in ihr angelegt gewesen war. Weil es zum Durchbruch kam, nach Fortgang und Exil und Wiederkehr und Rezeption dessen, was um sie her passierte.

Sie hat von einem »Nichtwort« gesprochen, wenn sie von Lyrik sprach. Wozu Lyrik heute? Mit diesem Fragezeichen versah sie ihr und anderer Tun und Dichten. Hilde Domin wagte das »Nichtwort« bei sich zum Leben zu bringen, als sie in dieses Land zurückkehrte, nach Jahren des Exils in Santo Domingo, in der tropischen, exotischen Karibik. Sie hat das Wort nicht gescheut, indem sie *ihre* Gedichte zu schreiben begann, Gedichte, die man von Anfang an heraushörte aus anderen Gedichten. Sie schrieb so und zugleich dachte sie über das nach, was sie tat. Sie reflektierte ihre Gedichtproduktion. Sie gehörte nicht zu den »naiven« Poeten, die es mit dem Schreiben genug sein lassen. Sie verstand sich vielmehr auf die Kunst der Beobachtung des Arbeitsprozesses.

Auf diese Weise ist sie das geworden, was sie heute ist: jemand, der Gedichte schreibt und der zum Chronisten seiner Sache und der Sache einiger anderer wurde. Hilde Domin: das heißt heute [1980]: vier

Gedichtbände – der erste erschien 1959, der vorläufig neueste vor einer Reihe von Jahren –, ein Roman in Segmenten ›Das zweite Paradies‹, die autobiographischen Schriften ›Von der Natur nicht vorgesehen‹ vom Jahre 1974, Herausgeberschriften, Übersetzungen aus dem Spanischen, der genannte Lyrik-Report ›Wozu Lyrik heute?‹. Das Schreiben bedeutet dieser Frau Stellung nehmen, engagiert und sensibel bleiben. »Was also bietet Lyrik an, auf dem prekären Boden, der auftaucht, diese sonderbare Mischung von Ratio und Erregung, die Kunst des Worts und des Nichtworts?« fragt sie sich selber in jenem Report.

Man muß noch einen Augenblick bei ihren Überlegungen zur Lyrik bleiben, weil sie allgemein charakteristisch sind. Sie hat zu fragen und zu antworten verstanden: »Wozu sollen wir Lyrik lesen, wozu schreiben wir Gedichte? Heute? Wenn man so fragt, so fragt man fast schon ›noch heute?‹. Als hätte gestern allenfalls einen Sinn gehabt, was heute der Entschuldigung bedürfe. Zwei extreme Antworten sind sofort zur Stelle, beide ablehnend. Die erste lehnt die *Frage* ab: Es gibt hier kein ›Wozu‹. Lyrik, wie alle Kunst, ist Selbstzweck. Heute und immer. Aber gerade darum geht es: Alles, worauf es in Wahrheit ankommt, ist Selbstzweck, das heißt unnütz und unverzichtbar zugleich. Und heute vielleicht unverzichtbarer als je. Auch Lyrik. Es geht hier um den Nachweis dieser Unverzichtbarkeit [...]. Die zweite Antwort lehnt die *Sache* ab: in einer Zeit wie der unsern solle man etwas Nützlicheres tun, man solle die Wirklichkeit ›verändern‹. Kunst aber verändere die Wirklichkeit nicht. Besser studiere man den politischen Teil der Zeitungen, als Gedichte zu lesen oder zu schreiben. Was nicht nur keine echte Alternative ist, sondern im Grund nur die strapazierte – längst zurückgenommene – Feststellung Adornos neu aufnimmt, daß Lyrik durch Auschwitz unmöglich geworden sei. Also daß Lyrik der Wirklichkeit gerade dieser Zeit nicht genügen könne.«

Hilde Domin widerlegte alle Thesen und Theorien, indem sie schrieb, inmitten unserer gesteuerten Massengesellschaft: erst zarte, dann widersetzliche Verse, zuweilen entmutigt scheinende, dann wieder mutige Verse. Es waren Gedichte, die sozusagen »dabei« sein wollten, die Bescheid wußten und Bescheid gaben, die nicht die Augen schlossen und die doch – Gedichte blieben, besonders organisierte sprachliche Körper, ausgeliefert den Zumutungen, dem Mutwillen, dem Gelächter, der Ablehnung.

Ihr erster Gedichtband hatte einen gefährlich schönen Titel. Er nannte sich ›Nur eine Rose als Stütze‹. In ihrem exotischen Exil mochte ihr zum Bewußtsein gekommen sein, was sie später, in einem »offenen Brief an Nelly Sachs«, zur Exildichtung ausdrückte: »Der vor dem Rassenhaß Flüchtende ist nur der Unglücklichste, der am meisten Verneinte unter den Exildichtern überhaupt. Und während er noch flieht und verfolgt wird, vielleicht sogar umgebracht, rüstet sich sein Wort schon für den Rückweg, um einzuziehen in das Lebenszentrum der Verfolger, ihre Sprache. Und so erwirbt er ein unverlierbares Bürgerrecht, als wenn er friedlich hätte zu Hause bleiben dürfen und vielleicht sein Wort nicht diese Kraft einer äußersten Erfahrung hätte, die es so stark macht (oder gar nicht erst entstanden wäre). Und er kann nicht anders als die Sprache lieben, durch die er lebt und die ihm Leben gibt. In der ihm doch sein Leben beschädigt wurde. Das äußerste Vertrauen und die Panik fallen hier zusammen, das Ja und das Nein sind nie mehr zu trennen. Entscheidung ist hier vorweggenommen. Versöhnung des Unversöhnlichen generiert sich selbst, ein – wenn auch kleiner, gemessen am Ausmaß des Unheils – Beweis, ein Abglanz noch von jener Kraft, die ›stets das Böse will und stets das Gute schafft‹.«

Bei ihrer Rückkehr in die nie aufgegebene Sprache hat sie dann einen zweifellos raschen Entwicklungsgang durchlaufen in dem, was sie schrieb. Und der Umgang mit der fremden Sprache, dem Spanischen, ist ihr zugute gekommen. Aus bestimmten poetischen Praktiken, etwa der Behandlung des Bildes, der Metapher anfangs in einzelnen Gedichten, läßt sich vermuten, daß der internationale (westliche) Surrealismus seinerzeit bei ihr Spuren hinterlassen hat, wenn auch vielleicht eher aus einer gewissen Abwehr- und Überwindungshaltung heraus. Denn die Metapher – einigermaßen vorherrschend im Gedichtablauf – in ihrer stark assoziativ aufgefaßten, ihrer »gleitenden« Anwendung, ihrer schwebenden Unabhängigkeit und Selbständigkeit innerhalb des einzelnen Textes, hatte etwas mindestens den bildlichen, metaphorischen Vorlieben im spanischen oder im französischen Gedicht damals Verwandtes. Aber was überhaupt im Wesen der Hilde Domin als Schriftstellerin steckte, war Romanität, Latinität, Klarheit, das Durchsichtig-Machen, auch die latente Rationalität.

Die Entwicklung im Gedicht vollzog sich stürmisch. Es war ein stürmisches Sich-Fortentwickeln vom schwebenden Entzücken des

»Ich setzte den Fuß in die Luft, / und sie trug«. Das Weiterkommen ist bereits im ersten Band offenkundig, so in dem geräumigen Text ›Wen es trifft‹, den man bald als ein »öffentliches Gedicht« erkannte und mit bedeutenden Beispielen dieses Gedicht-Genres verglichen hat.

Das Gedicht ist bereits 1953 geschrieben, und der Zyklus-Charakter ist deutlich, es sind Stationen eines individuellen Lebensweges, mit Erfahrung und Prüfung, mit jenem »Äußersten«, das von Hilde Domin oft ausgedrückt ist:

Wen es trifft,
der wird aufgehoben
wie von einem riesigen Kran
und abgesetzt
wo nichts mehr gilt,
wo keine Straße
von Gestern nach Morgen führt
und der Boden
aus hitzigem Eisen ist
wie in der Tanzbärschule
oder schlüpfrig und kalt
wie eine Eisbahn.
Die Knöpfe, der Schmuck und die Farbe
und alle Geschichte
werden wie mit Besen
von seinen Kleidern gekehrt
bis neben ihm
ein Kapuzinermönch
zum Paradiesvogel wird.
Dann wird er entblößt
und ausgestellt.
Feindliche Hände
betasten die Hüften.
Er wird unter Druck
in Tränen gekocht
bis das Fleisch
auf den Knochen weich wird
wie in den langsamen Küchen der Zeit.

Er wird durch die feinsten
Siebe des Schmerzes gepreßt
und durch die unbarmherzigen
Tücher geseiht,
die nichts durchlassen
und auf denen das letzte Korn
Selbstgefühl
zurückbleibt.
So wird er ausgesucht
und bestraft
und muß den Staub essen
auf allen Landstraßen des Betrugs
von den Sohlen aller Enttäuschten,
und weil Herbst ist
soll sein Blut
die großen Weinreben düngen
und gegen den Frost feien.

Dies ist ein Gedicht, geschrieben aus einer »Ecce homo«-Situation. Es ist höchst persönlich und doch zugleich entindividualisiert. Die Verfolgungen, die Nachstellungen, die Leiden des Zur-Schau-gestellt-Seins, das Ausgesetztsein, Flucht und Verlorenheit auf der Flucht sind in dem Text, der hier nur im Ausschnitt zitiert werden kann, wie in einem großen, intensiven Fresko ausgebreitet. Der »Ausgesuchte« und (für was?) »Bestrafte« ist von Anfang an der Mensch überhaupt, dem etwas vom Unmenschen, vom Unmenschlichen in der Welt angetan wird. Keine Marter wird gescheut, bis zur Entblößung, zur Selbst-Entäußerung, der Demütigung des Persönlichen. Die »Person« wird – in ihrem Erleiden – fast anonym, anonym in ihrer Leidensfähigkeit. Es ist etwas »Stellvertretendes« an ihr. Sie leidet gleichsam für andere mit. »Wen es trifft«, der bekommt diese Bürde auferlegt, er wird nicht gefragt. Die fraglose Tortur ist die Befragung, die grimmige und blutige Erforschung seiner Widerstandskraft. Hilde Domin hat in vielen ihrer Gedichte solche Widerstandskraft, ihre Zivil-Courage, zur Sprache gebracht. Hier ist nur von der Folter die Rede, von Schmerz und Flucht und der Einholung auf derartiger Flucht mit folgender Anprangerung und Verletzung aller menschlichen Scham. Das Gedicht ist heftig, es ist bündig. Es sagt, um

was es geht, was hier passiert, einem Namenlosen, einem Geschlechtslosen, nichts als einem Menschen, aber deshalb wird unversehens jedermanns Verfolgung und Schicksal daraus. Unter der Hand geradezu kommt jeder in die Hände der Häscher, irgendwo, nichts ist lokalisiert. Herbst und Kapuzinermönch werden am Ende nicht so »konkret«, wie sie ausgesprochen sind. Sie gehören hinein ins allgemeine, fürchterliche Bild, das hier entworfen wurde.

Die »Vision eines Allgemeinen«, die Kurt Pinthus anlässlich des zweiten Domin-Lyrikbuches ›Rückkehr der Schiffe‹ aus dem Jahre 1962 feststellte, ist freilich noch, und mehr als der zitierte Text aus dem ersten Band, in den persönlichen Lebensumständen aufgehoben. Hilde Domin hatte unterdessen so etwas wie das »Unaufhaltsame« des lyrischen Worts in seiner Verwendungsmöglichkeit entdeckt oder aufgesucht: das Rapide, in der Schnelligkeit seines literarischen Umsatzes und dessen Bedeutung als einer Gefährdung und einer Lebens-Chance:

Das eigene Wort,
wer holt es zurück,
das lebendige
eben noch ungesprochene
Wort?

Das assoziativ verhauchte, das eindrucksfähige und ausdrucksbedürftige Wort wird danach von dieser Lyrikerin zwar nicht verlassen, aber es wird verändert, gerade dank der Unaufhaltsamkeit, die sich im Gebrauch und Verbrauch der Wörter aufdecken läßt:

Das Wort ist schneller,
das schwarze Wort.
Es kommt immer an,
es hört nicht auf, an-
zukommen.

Besser ein Messer als ein Wort,
Ein Messer kann stumpf sein.
Ein Messer trifft oft
am Herzen vorbei.
Nicht das Wort.

Doch ist in der ›Rückkehr der Schiffe‹ neben dem »schwarzen Wort« noch immer dieses andere zum Ausdruck gebracht: das leichte, ariellische Wort, das fast empfindsame Wort, empfindsam wie der frühe Gedichtbandtitel, mit dem die Dichterin debütierte. In einem seinerzeit geschriebenen kleinen Selbstporträt wird diese Seite ihrer Lyrik festgestellt: »Ich richte mir ein Zimmer ein in der Luft unter den Akrobaten und Vögeln.« Von solcher Art waren auch Gedichte des zweiten Bandes, beispielsweise die ›Lieder zur Ermutigung‹. Im dritten Lied finden sich die Zeilen:

Diese Vögel
 ohne Schmerzen,
 diese leichtesten goldenen
 Vögel
 dahintreibend
 über den Dächern.

Vögel ohne Schmerzen – und: »Ich mache ein kleines Zeichen / in die Luft« geben die Beschaffenheit der damaligen Dominschen Wortkunst am Ende der fünfziger und zu Beginn der sechziger Jahre wieder. Sie ließ in jenen Jahren das Gedicht durchaus liquid werden, einem flüssigen, einem leichten Stoff gleich. Sie konnte es tun, weil sie an derartigen Gedichten *schwer* trug, weil sie den Ernst eines Daseins, das Gewicht einer Existenz wiedergaben, einer Existenz, die sich in leicht gewordenen Wörtern sozusagen übertreffen möchte – als ob dies je möglich wäre! Gewiß, das Schweben, das Balancieren, auch das Zart-Tun und Zart-Scheinen, die tatsächliche Anmut, wie sie da vollzogen wurde, hatte etwas von Illusion. Der gewichtlose Vorgang war jedenfalls von der Art und Weise, wie er im folgenden ausgedrückt ist: »...ohne Gewicht, wenn das Herz den Körper verbrannt hat ...« Aber auch – wie es im Text ›Nachmittag am Guadalquivir‹ heißt:

Das Glück [...]

Ein großer Vogel,

der einen kleinen

auf seine Fittiche nimmt.

Hilde Domin verstand damals ihr zartes Wort-Material, mit dem sie umging, gleichsam zu erkennen: seine empfindliche *Materialität*. Das

Wort, das freudige, helle Wort, breitete sich in der ›Rückkehr der Schiffe‹ wohl noch mehr als im ersten Buch aus. Hilde Domin traf sich für einige Zeit mit dem, was bei dem spanischen Lyriker Rafael Alberti »arielisch« war und was bei Paul Celan das Wort zu einem »Herzwort« werden ließ. Helligkeit und tiefer Ernst – um es *anders* auszudrücken – schlossen einander in solchen Versen nicht aus. Sie bedingten vielmehr einander auf eine geheime Weise, gingen – so könnte man sagen – miteinander in einem luftigen verbalen »Element« um. Entzücken, wenn man dies mißverständliche Wort schon anwendet – war ja keine schiere Lust am Da-sein, aber jedesmal eine kleine Euphorie, bei der Fragwürdiges, Trauer, Alleinsein, Verlassenheit, die immer stumme Einsicht in so viel Fremde unter Menschen und Landschaften für eine Weile vergessen schien oder doch zurückblieb.

Dies war die Situation der Domin-Gedichte, das der Stand der Entwicklung vor gut eineinhalb Jahrzehnten. Mit ihrem dritten Band ›Hier‹ wurde die Lyrikerin 1964 dringlicher: »Was bedeutet es, heute und hier Zeitgenosse zu sein? ... Ich empfinde als das wesentliche Erlebnis unserer Zeit die entblößte Hilflosigkeit, mit der der Einzelne als Einzelner in einen Zusammenhang gestellt ist, den er weder überschauen noch lenken kann, und innerhalb dessen er – und das ist das Ärgste – auf die Tröstungen von Ideologie und Utopie verzichten muß. Durch das Benennen der Erfahrung erlöst uns das Gedicht aus dieser Vereinzelung und hält uns eine neue, prekäre Zugehörigkeit hin: die Zugehörigkeit im Wort:

dies ist unsere Freiheit
 die richtigen Namen nennend
 furchtlos
 mit der kleinen Stimme.«

Deshalb – meint Hilde Domin – sei Lyrik, sei Kunst überhaupt vor allem Freiheit.

Solche Sätze hatten in ihren Gedichten Folgen. Zwar wurde von ihr fortan nicht das aufgegeben, was sie »Nichtwort Lyrik« nennt, es wird auch nichts strukturell in ihren Versen verändert, wohl aber wird das Gedicht zunehmend mit anderem Stoff, anderem Inhalt versehen. Es blieb für sie:

Lyrik
das Nichtwort

ausgespannt
zwischen

Wort und Wort.

Und man findet nun immerhin Zeilen wie die folgenden:

Das Gefieder der Sprache streicheln
Worte sind Vögel
mit ihnen
davonfliegen.

Das erinnert noch einmal an Früheres. Andererseits hörte man nun auch die Wendung von den »Gedichten des Glückes«, von denen sie sagte, daß sie sie *nicht* schreiben werde.

Ihr letzter Band ist inzwischen schon wieder eine Reihe von Jahren alt. Er heißt lapidar: ›Ich will dich‹. Das ist direkt gesagt, es zeigt eine Absicht, eine Aufforderung wie die Möglichkeit, das Unmögliche, das Gedicht, weiterzuschreiben, auch in Konfrontation zu schreiben. Das Titelgedicht ist zugleich solch ein programmatisches Gedicht. Es ist nicht lediglich mehr ein Gedicht von der Art, wie es einst ›Wen es trifft‹ war. Es ist kein erleidendes, kein irgendwie passives Gedicht mehr, vielmehr ein Text von deutlichem Aktionismus, so poetisch er sich auch einkleidet. Man übersieht nicht das Motto, das dem Buch und seinen Gedichten vorangestellt wurde: »damit es anders anfängt / zwischen uns allen«. Das Gedicht, das dem Bande den Titel gab, lautet:

Freiheit
ich will dich
aufrauen mit Schmirgelpapier
du geleckte

(die ich meine
meine
unsere
Freiheit von und zu)
Modefratz

Du wirst geleck
 mit Zungenspitzen
 bis du ganz rund bist
 Kugel
 auf allen Tüchern

Freiheit Wort
 das ich aufrauen will
 ich will dich mit Glassplittern spicken
 daß man dich schwer auf die Zunge nimmt
 und du niemandes Ball bist

Dich
 und andere
 Worte möchte ich mit Glassplittern spicken
 wie es Konfuzius befiehlt
 der alte Chinese

Die Eckenschale sagt er
 muß
 Ecken haben
 sagt er
 Oder der Staat geht zugrunde

Nichts weiter sagt er
 ist vonnöten
 Nennt
 das Runde rund
 und das Eckige eckig

Texte wie dieser waren zum erstenmal dabei, etwas bewirken zu wollen, eingreifen, aufmerksam machen zu wollen, Halt zu gebieten und darauf hinzuweisen, daß Gedichte – wie Hilde Domin nun sagt – »Erfahrungsmodelle« geworden sind, erfahren mit der »öffentlichen Sache, die die Sache jedes einzelnen ist«.

Die aus Angst, aus Depression aggressiven Gedichte von ›Ich will dich‹

meine Worte haben Angst
 vor dem Verrat

des Menschen
an dem Menschen

ziehen ihre Kraft, ihre direkte und suggestive Kraft nicht mehr aus der assoziativ und bildhaft angeordneten, vielmehr aus der *gezielten* literarischen Aussage, aus jenem »Benennen« von Zuständen, die nun auf dem Wege solchen Benennens ihre gemäße Sprache finden und in ihr verbleiben. Das Titelgedicht hat Heftigkeit. Es spricht von einem Ich, das sich Mut und Freiheit genommen hat, diese Freiheit auf ihre Glaubwürdigkeit und ihre Veränderbarkeit, ihre notwendige Veränderbarkeit hin zu untersuchen. Das »Aufrauhem« des für die Dichterin zum Popanz gewordenen, zum »geleckten« Begriff gewordenen Wortes Freiheit nimmt ihre ganze Kraft und verbale Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie macht nicht viele und schon gar keine schönen Worte. Sie möchte »anecken«. Sie möchte Widerspruch erzeugen. Sie möchte jedenfalls richtigstellen, ins rechte Lot bringen, nachdem »Freiheit« für sie durchaus nicht mehr »im Lot« ist, ein »Modefratz«, wie sie brüsk sagt. Das opportune Wort möchte sie wieder zu einem waghalsigen werden lassen.

Freilich ist ihre Sprache auch in den neueren Gedichten nicht immer ähnlich unmißverständlich. Es gibt die Alptraumsprache und es gibt »Angsttraum«-Gedichte:

Das blaue
mein Leben

der blaue Blutfleck
ausgegossen

der Saft aller Farbbänder
ihr Leben

ihr Weg auf dem Papier
diese kleinen Pfoten

tiptap
meine Worte

meine ungeschriebenen Worte
die gesagten die geschriebenen

die vielen
ungesagten

ich träume
von einem großen blauen Blutleck

dem Wortetod
dem Tod

meinem
ihr Kolibrifüße

Fußstapfen fußloser Vögel

Hilde Domin gibt in solchen Gedichtzeilen nicht lediglich Bilder wie früher, trotz des wie früher »leichten«, schwerelos und trostlos zugleich erscheinenden Vogel-Vergleichsbildes. Sie will jetzt Faktizität in einem höheren Grade als zuvor, Fakten, die ehestens durch Worte glaubwürdig werden. Das hat gewiß nichts mit Wort-Vertrauen zu tun, aber doch mit der Vorstellung von der Lebens-Legitimation mit Hilfe von Worten. Das Wort ist Erfahrungs-Mittel geworden:

Ich habe niemand ins Licht gezwängt
nur Worte
Worte drehen nicht den Kopf
sie stehen auf
sofort
und gehn

Man hat in solchen Zeilen die kürzeste Äußerung des Dominschen »Wortwesens«, seines Aktivitäts- und Wirkungsbedürfnisses, das zum Wirkungszwang werden kann. Die Ungeduld ist unüberhörbar. Hilde Domin's Gedichte sind auf diese Art und Weise immer »entschiedenere« Gedichte geworden. Das alles aber war vorbereitet gewesen, doch durch anderes verdeckt worden, verdeckt durch diesen lebhaften Sinn für poetische Liquidität.

Was nun die Zwangsläufigkeit betrifft, so handelt es sich um eine Zwangsläufigkeit, die für sie »das heikle Leben meiner Worte / ihr Dennoch / ein Dennoch jedes Buchstabens« nicht ausschließt, wie man im ersten Gedicht des Triptychons »Drei Arten Gedichte aufzuschreiben« erfährt.

Aber im selben Zyklus ist solches Aktivierungs-Moment unverhüllt ausgesprochen:

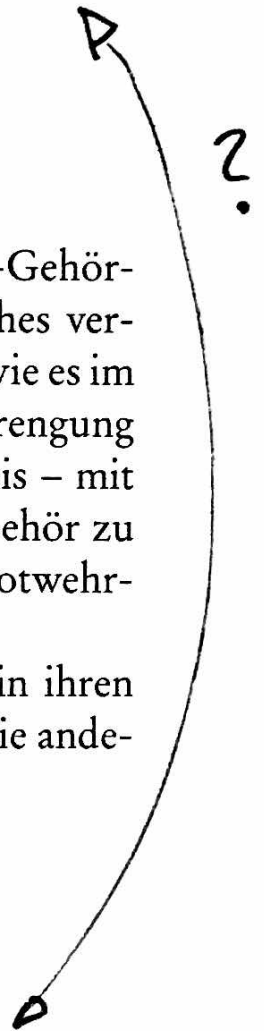
Ich will einen Streifen Papier
 so groß wie ich
 ein Meter sechzig
 darauf ein Gedicht
 das schreit
 sowie einer vorübergeht
 schreit in schwarzen Buchstaben
 das etwas Unmögliches verlangt
 Zivilcourage zum Beispiel
 diesen Mut den kein Tier hat
 Mit-Schmerz zum Beispiel
 Solidarität statt Herde
 Fremd-Worte
 heimisch zu machen im Tun

In solchen Zeilen ist es ganz deutlich geworden: dieses Sich-Gehör-Verschaffen-Wollen mit Hilfe des Gedichts, »das Unmögliches verlangt / von jedem der vorbeigeht / dringend / unabweisbar«, wie es im Text später heißt. Das hat etwas Willentliches und vor Anstrengung Schrilles, denn hier spricht jemand, der sich – um jeden Preis – mit Hilfe des einzigen, ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittels Gehör zu verschaffen sucht, der rigoros geworden ist, aus einer Art Notwehr-Situation heraus schreibt.

Es ist die »unmögliche«, doch darum für Hilde Domin in ihren neueren Gedichten um so notwendiger gewordene Aktion, die andererseits von den »kleinen Buchstaben« sprechen läßt:

damit die Worte leise kommen
 damit die Worte sich einschleichen
 damit man hingehen muß
 zu den Worten
 sie suchen in dem weißen
 Papier

Die Diskrepanz der Vorstellung erzeugt Anspannung, eben jene Zerreißprobe, vor die manche ihrer Gedichte nun gestellt wurden und die sie auch nicht scheuen. Sie können gar nicht anders, so spürt man,



denn es geht um ihre Existenzberechtigung. Es sind diese widersetzlichen Verse, die nun zustande kamen, die aber – dies muß hinzugefügt werden – in ihrer Widersetzlichkeit nicht die Hoffnung aufgeben, etwas zu erreichen, das erreichbar sein müßte: die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen.

Dich
 und den
 und den
 Menschen wie ihr
 ihr unter ihnen
 Menschen wie wir
 wir unter ihnen
 Nackte Menschenpuppen
 die heute noch die Schalen um sich haben

Die Köpfe der Zeitungen
 das Rot und das Schwarz
 unter dem Worte ›Deutsch‹
 Die Toten stehen neben den Kiosken
 und sehen mit großen Augen
 die Köpfe der Zeitungen an
 den schwarz und rot gedruckten Haß
 unter dem Worte ›Deutsch‹
 Die Toten fürchten sich

Dies ist ein Land
 in dem die Toten sich fürchten

Es ist eines der »leidenden« Gedichte Hilde Domins aus ›Ich will dich‹. Es ist das Leiden der Aufmerksamkeit, das hier in Worten ausgetragen wird, Leiden an dem Land seiner Sprache, in das man zurückgekehrt ist, wie man auf seine Sprache zurückkommen muß, ob man will oder nicht. Ein Leid-Wort: deutsch. Und wozu Lyrik heute? Denn »dies ist ein Land, in dem die Toten sich fürchten«.

Sagte nicht einer
 Dies und dies Volk
 ›ist es gewohnt gefoltert zu werden‹

Das ist es nicht
 wir haben das alles längst unterschrieben
 jede Nacht wird es unterschrieben
 für die Kinder jede Nacht
 auf den Bettüchern wird es paktiert
 Gebärtüchern
 Leichentüchern
 Du wirst gedreht auf einer blauen Kugel
 kopfüber vom Hellen ins Dunkle
 das merkst du nicht
 auch nicht das Fließband
 aus der Einsamkeit in die Einsamkeit
 deine Handvoll Asche
 das ist es nicht
 obwohl es auch das ist
 du vergißt es bei schönem Wetter
 das kleinste Fließband ist es
 das ist nicht sichtbar
 das ist nicht unterschrieben
 das wird täglich

Auf dem großen Trichter
 auf dem wir alle hinuntermüssen
 seid ihr nur näher unten
 ich bin noch weiter oben am Rand
 sagte ein Aufseher im KZ
 zu noch lebenden Menschen
 Menschen die ihre Grube gruben
 vor ihrer Erschießung er der Schießende
 Ihr seid näher am Rand
 Wie nah wir am Rand sind weiß keiner
 daß es sich dreht
 es dreht sich
 er war oben und stieß sie hinunter
 mit diesem Trost

Hierzu Lyrik heute. Auch *hierzu* eine Sache wie das Gedicht, in Schutzlosigkeit und in Aggression, so wie es Hilde Domin versteht. *Dazu* – nach ihren Worten – »diese sonderbare Verbindung von ratio

und Erregung, die Kunst des Wortes und des Nichtworts« –. »meine / einfachen Worte / riechen nach Mensch«, hat Hilde Domin in einem Pablo Neruda gewidmeten Gedicht geschrieben. Und was die Gedichteschreiber betrifft, hat sie festgestellt: »Der Lyriker ist der äußerste Gegensatz zum Computer.« Und sie sagte: »Der Lyriker tritt an im Machtkampf des Menschen mit dem Homunculus: für die Benutzung des Elektronengehirns als ein Instrument der Befreiung des Menschen. Und gegen jede gesellschaftliche Entwicklung, die es umgekehrt benutzt. Er kann gar nicht anders.« Auch dies am Ende eine Täuschung, eine Illusion? Das fragt auch Hilde Domin in solchem Zusammenhang: kritisch, zweiflerisch, vereinzelt sie selbst wie andere Verseschreiber. Und sie antwortet: »Und doch *mehr* als eine Illusion. Etwas, das sich im Bewußtsein abspielt, in einem Augenblick des ›Innehaltens‹ in der Zeit, einem Augenblick höchster Identität und Befreiung.«

»Ich will einen Streifen Papier«

Es geht diese Intensität von ihr, der Achtundsechzigjährigen aus, die spät ans Schreiben kam, als sie ihre Sprache – das Deutsche – wiederbekam in unserem Lande am Ende der Emigration.

1980

Anmerkung der Herausgeberin zu den Seiten 16 und 17: Die Zeilen 8 bis 11, 13 und 16 bis 18 des Gedichtes ›Wen es trifft‹ sind ab der 2. Auflage, 1962, des Bandes ›Nur eine Rose als Stütze‹ von der Autorin gestrichen. Karl Krolow bezieht sich auf die Erstausgabe.